

Grenzziehung im Korrespondenznetzwerk von Enron sind z. B. dadurch gegeben, dass man nur E-Mails zu einem bestimmten Thema auswählen kann.

Nicht jeder Leser dieses Tagungsberichts wird an allem interessiert sein. Wer sich über den Stand der Netzwerkforschung im deutschen Sprachraum informieren will, findet einen brauchbaren Überblick. Dazu trägt nicht zuletzt der Überblicksartikel von Jessica Haas und Sophie Mützel im Einleitungsteil bei. Allerdings wird gerade dort der willkürliche Bezug auf die deutschsprachige Netzwerkforschung und ihre Repräsentation in den deutschsprachigen Zeitschriften deutlich. Wurde gar nicht daran gedacht, dass im deutschsprachigen Raum lehrende Netzwerkforscher auch in englischsprachigen Zeitschriften veröffentlichen? Eine andere Alternative zur Systemabgrenzung wäre gewesen, sich an bestimmten theoretischen Ansätzen zu orientieren. Dann hätte vielleicht auch die Tauschtheorie die Beachtung gefunden, die ihr im Rahmen der Netzwerkforschung zukommt.

Der vorliegende Band ist der erste einer Reihe „Netzwerkforschung“ beim VS Verlag für Sozialwissenschaften. Man ist gespannt, was folgt. Man kann nur hoffen, dass nicht nur Sammelwerke – und dies ohne Index – in Planung sind, sondern auch Monographien mit Ergebnissen aus der empirischen Netzwerkforschung.

*Lüdicke, Jörg, und Martin Diewald (Hrsg.): Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007. 301 Seiten. ISBN 978-3-531-15182-3. Preis: € 34,90.*

*Sonja Pointner*

Soziale Ungleichheit in der modernen Gesellschaft ist sicherlich ein vielschichtiger Begriff. Konsensfähig ist die Perspektive, dass soziale Ungleichheit wesentlich durch Gruppenzugehörigkeiten bestimmt wird. Die entstehenden Ungleichheiten aus mehr und weniger vorteilhaften Verbindungen sind insbesondere herkunftsspezifisch bedingt. Verwandtschafts- und auch Wahlbeziehungen haben also Konsequenzen für das System sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft. Der Sammelband „Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit“ von Jörg Lüdicke und Martin Diewald geht mit neun Beiträgen auf diesen Zusammenhang ein und zeigt, inwieweit das Sozialkapital im Zusammenspiel mit ökonomischem und kulturellem Kapital soziale Ungleichheit mindert oder sogar verstärkt. Unnötig ist es zu erwähnen, dass der Band keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, schließlich gibt es zu viele Gefährdungsbereiche und Einzelfragen im Rahmen sozialer Ungleichheit. So konzentrieren sich die Autoren auf einige (interessante) thematische Anwendungsbereiche.

In vier Beiträgen geht es um die Frage, inwieweit Sozialkapital einen ausgleichenden oder affirmativen Effekt auf vorhandene Ungleichheiten ausübt. Sozialkapital als Ungleichheitsverstärker wird häufig vernachlässigt, der Großteil der Literatur fokussiert auf positive Konsequenzen des Konzeptes. Dabei wird Sozialkapital bereits bei Bourdieu als zu anderen Kapitalien interdependentes Konstrukt verstanden, insofern es durch ökonomisches und kulturelles Kapital verstärkt werden kann. Diesen Wirkungszusammenhang versuchen Diewald und Lüdicke in ihrem ersten Beitrag hervorzuheben und zeigen, dass das Vorhandensein von Sozialkapital maßgeblich an den Faktor Humankapital

gekoppelt ist. Wer ein geringes Bildungsniveau aufweist, hat in der Regel weniger enge Freunde als bei einem höheren Bildungsstatus. In dieser Hinsicht findet kein Abgleich zwischen den Kapitalarten statt. Sozialkapital hat aber dennoch in seiner Wirkungsweise einen kompensatorischen Effekt: Sind wenig andere Kapitalien vorhanden, dann ist der Sozialkapitaleffekt vergleichsweise stark, ist anderes Kapital hingegen ausreichend vorhanden, verringern sich die Effektstärken der Sozialkapitalvariablen. Personen sind also unterschiedlich stark abhängig von ihren sozialen Netzwerken. Kompensation ist auch im Beitrag von Beate Völker und Henk Flap ein Thema: Viele Wissenschaftler (Alesina und LaFerrara 2000, Putnam 2001) gehen davon aus, dass sich Solidargemeinschaften (im Sinne einer Vergemeinschaftung nach Weber, basierend auf einem Zugehörigkeitsgefühl) in modernen Gesellschaften auflösen und durch lose Kontakte, die vor allem zweckrational ausgerichtet sind, ersetzt werden. Die These von Völker und Flap hingegen ist, dass lediglich eine Wandlung der lokalen Gemeinschaft stattfindet und neue Solidargemeinschaften entstehen, beispielsweise durch eine Verlagerung von sozialen Beziehungen in den Bereich des Arbeitsplatzes. Unterstützung findet diese Annahme durch Veränderungen in den strukturellen Rahmenbedingungen der Unternehmen (flachere Hierarchien, zunehmende Teamarbeit, ein Zuwachs an Zwei-Verdiener-Haushalten etc.). „Communities at the Workplace“, also „echte Solidarität“ im Sinne einer Identifikation mit der Gemeinschaft, entstehen aber nur unter bestimmten Bedingungen (kleine Unternehmen, multiplexe Arbeitsbeziehungen, homogene Belegschaften etc.). Eine Kompensation durch das Sozialkapital am Arbeitsplatz gibt es also nur in besonderen Fällen.

Die im Ländervergleich wohl spannendste Sozialkapitalfragestellung beruht ebenfalls auf einer Kompensationsannahme: Länder mit einem unterschiedlichen Grad an wohlfahrtstaatlicher Sozialpolitik sollten sich in der Ausprägung an Unterstützungsleistungen, die auf Sozialkapital beruhen, unterscheiden. Dieser Zusammenhang, als Crowding-Out-These bekannt, beschreibt die Verdrängung von Leistungen im privaten Bereich durch staatliche Unterstützung. Petra Böhnke findet in ihrer Untersuchung zu prekären Lebenslagen keinen solchen Effekt. Ist die öffentliche Versorgungslage eingeschränkt, dann gibt es weniger Unterstützungsleistungen im privaten Netzwerk. Armut geht also meist mit sozialer Isolation einher, der Zusammenhang von Deprivation und sozialer Desintegration ist aber über die Länder hinweg nicht gleich stark ausgeprägt. Ist die Bevölkerung mehrheitlich katholisch oder orthodox, werden arme Menschen gesellschaftlich besser aufgefangen. Wird Armut eher als Folge ungerechter Chancenverteilung wahrgenommen, dann werden Arme besser sozial integriert. In ihrem zweiten Beitrag messen Lüdicke und Diewald Sozialkapital anhand von fünf Dimensionen (generalisiertes personales Vertrauen, Partizipation in öffentlichen Vereinen, emotionale und instrumentelle Unterstützung, Kontakthäufigkeit mit engeren Familienmitgliedern) und stellen fest, dass sich die Verfügbarkeit von Sozialkapital im Ländervergleich nicht wesentlich unterscheidet, vor allem emotionale und instrumentelle Beziehungen verhalten sich ähnlich. Die Varianz des Sozialkapitals innerhalb der Länder ist dagegen deutlich größer. Vor allem von Einkommen und Bildung hängt die Streuung der Sozialkapitalvariablen ab. Die Autoren stellen fest, dass es keine Kompensationseffekte gibt, man könnte für diese Länderanalyse sogar von einem gegenteiligen „crowding in“ sprechen.

In vier weiteren Beiträgen geht es um den Einfluss von Schlüsselfiguren im Lebensverlauf. In vielerlei Hinsicht stehen die Entscheidungen von Personen im engen Wirkungs-

zusammenhang mit eigenen Handlungsmöglichkeiten und manifestieren sich so in neuen sozialen Ungleichheiten. Die Sekundarschulempfehlung von Klassenleitern kann als eine der ersten wesentlichen Entscheidungen im Lebenslauf angesehen werden. Betina Hollstein zeigt, dass Lehrer als zentrale Figur („Gatekeeper“) fungieren. Die Lehrer verwalten als wesentliche Entscheidungsträger die weitere schulische Karriere eines Kindes. Laut der Untersuchung beruht die Entscheidung in den Grenzfällen (ab einem Notendurchschnitt von 2,2 hängt die Empfehlung für das Gymnasium von der persönlichen Empfehlung des Lehrers ab) auf der Kontextsituation des Schülers. So geben die Lehrer meist nur bei bildungsadäquatem sozialem Hintergrund eine positive Empfehlung weiter. Schüler ohne ausreichendes Humankapital in der Familie haben vergleichsweise schlechtere Chancen auf eine Weiterempfehlung. Am Beispiel von Webdesignern finden sich im Band auch sehr branchenspezifische Fallbeispiele für die Akkumulation und (strategische) Verwendung von Sozialkapital (Alexandra Manske). Nach dem Zusammenbruch der New Economy lässt sich in diesem Bereich ein deutlicher härterer Konkurrenzkampf feststellen, wobei es vielmehr „indirekte“ Kämpfe (Simmel 1903) sind: Jeder verfolgt das gleiche Ziel (Akquirierung von Aufträgen), aber eine direkte Bekämpfung der Wettbewerber untereinander gibt es nicht. Es gibt vielmehr einen Kampf um das Wohlwollen von für die Karriere fokalen Personen. Horizontale Netzwerkstrukturen werden dabei nur nachgeordnet gepflegt, da die besten Chancen für Neuaufträge aus vertikalen Sozialkapitalstrukturen resultieren. Eine Auftragsvergabe über Freunde oder Kollegen ist eher die Ausnahme und für das Überleben der zumeist selbständigen Webdesigner keine wirkliche Suchoption. Also orientiert man sich an hierarchisch höheren Positionen und vor allem an sogenannten „Gatekeepern“, die an strategisch wichtigen Netzwerkstellen sitzen und durch immense Entscheidungsspielräume den beruflichen Erfolg der Webdesigner wesentlich beeinflussen können. Auch im Fall von Migranten sind es vor allem Netzwerkkontakte, die eine Migrations- oder eine Remigrationsentscheidung auslösen können und verantwortlich sind für eine gelungene Integration. Sonja Haug untersucht somit keine Gatekeeper im herkömmlichen Sinn, sondern Verwandtschafts- und Familiennetzwerke der Migranten. Die Autorin unterteilt hierbei in herkunfts- und zielspezifisches Sozialkapital. Letzteres fehlt meist bei den weniger gut integrierten Ethnien und führt zu Nachteilen in der Aufnahmegesellschaft, da im wesentlichen das zielortspezifische Sozialkapital den Zugriff auf generalisierbare Ressourcen ermöglicht. Ungeachtet der hierdurch entstehenden Ungleichheiten in Bezug auf die Integration der Migranten ist das Sozialkapital auch im Bereich der Migration und Remigration eine wesentliche Entscheidungskomponente. Der Verbleib von Migranten im Zielland hängt fast ausschließlich von den sozialen Netzwerken ab, die in beiden Ländern zur Auswahl stehen. Je mehr Familienmitglieder im Zielland sind, um so häufiger verbleiben die Migranten. Befindet sich ein Großteil der Migranten im Herkunftsland, steigt die Chance einer Remigration. Michael Windzio und Dirk Baier bieten einen Exkurs in theoretische Grundlagen und empirische Untersuchungen zum delinquenten Verhalten Jugendlicher. Körperliche Gewalttätigkeit hängt neben verschiedenen Persönlichkeitsfaktoren auch stark von den Beziehungen zu den Eltern und Freunden ab und damit vom Verhalten von Schlüsselfiguren im engeren Netzwerk. Hat man in seiner Kindheit Gewalt durch die eigenen Eltern erfahren oder hat man gewalttätige Freunde, erhöht sich die Chance, ein oder mehrere Körperverletzungsdelikte verschuldet zu haben.

Sebastian Brauns Beitrag kann nicht ohne weiteres in die zwei bislang besprochenen Bereiche der Ungleichheitsforschung zum Sozialkapital des Bandes eingefügt werden. Er wirft die Frage auf, ob Menschen durch Partizipation in freiwilligen Vereinigungen zu sozialen und politischen Akteuren werden, also beispielsweise ein Gespür für „Lagen“ sozialer Ungleichheit entwickeln (z. B. Fremdenfeindlichkeit, Gerechtigkeit). Ausgangspunkt ist sicherlich die Überlegung von Putnam, dass sich Mitglieder in Vereinen von Nicht-Mitgliedern unterscheiden, da „People who join, are people who trust“ (1995), jedoch ist die Fragestellung aufgrund der Datenlage kaum lösbar. Es ist nicht nachweisbar, inwieweit die Mitgliedschaft in freiwilligen Vereinigungen politische und soziale Orientierungen hervorbringen. Braun kann mittels einer eigenen Erhebung aber zeigen, dass Nicht-Mitglieder, Nicht-Engagierte (aber Mitglied) und Funktionsträger in Vereinen sich bezüglich verschiedener „bürgerlicher“ Kompetenzen (Hilfsbereitschaft, Vertrauen, politische Indifferenz, individualistische Orientierungen) unterscheiden und – um auf die These Putnams zurückzukommen – Mitglieder tatsächlich mehr generalisiertes personales Vertrauen haben.

Der Sammelband ist auch ohne Kenntnis netzwerktheoretischer Grundlagen verständlich, die Verwendung und Entwicklung von Netzwerkmaßzahlen ist nicht Anliegen des Bandes. Zwar wäre bei einigen inhaltlichen Zusammenhängen eine stärkere Fokussierung auf die Struktur der Netzwerke möglich gewesen, die Beiträge haben aber zumeist versucht, auf netzwerkanalytische Detailfragen zugunsten einer stärkeren allgemeinen Anwendbarkeit zu verzichten. Auch viele netzwerktheoretische Konzepte wie die strukturellen Löcher von Burt oder die schwachen Kontakte nach Granovetter fehlen. Gerade im Rahmen der Diskussion mit „Gatekeepern“ ist das Ausmaß an „Brokerage“ von Netzwerkakteuren interessant, eine theoretische Diskussion wäre sicherlich möglich gewesen.

Das Schwierigkeitsniveau der Beiträge im Sammelband ist unterschiedlich hoch. Methodisch reicht die Herangehensweise von der einfachen Fallanalyse bis hin zu Mehrebenenmodellen. Die Methoden erscheinen aber für die jeweiligen Fragestellungen angemessen. Insgesamt gesehen bietet der Band eine Zusammenfassung an vielen interessanten Themenbereichen und methodisch sowie empirisch abwechslungsreichen Aspekten.

Besonders hervorzuheben ist, dass die Herausgeber sichtlich Wert auf die Operationalisierung und Messbarkeit des Sozialkapitalkonzeptes (18 f., 272 f.) legen. Sozialkapital wird meist in seiner ressourcenorientierten Dimension betrachtet, woraus konkrete Unterstützungsleistungen generiert werden können. Aber es wird auch als normativer Rahmen für Handlungen gesehen und manifestiert sich im Ausmaß generalisierten Vertrauens in Personen. Damit zeigt sich der verwendete Sozialkapitalansatz gewohnt umfassend, was nicht störend wirkt, da in den Beiträgen meist konkret spezifiziert wird, was unter Sozialkapital zu verstehen ist. Die Diskussionen um die richtige Operationalisierung des Konstruktes scheinen nicht enden zu wollen, in diesem Band werden vor allem von Seiten der Herausgeber Vorschläge gemacht, wie Sozialkapital genauer und effektiver gemessen werden kann. Unter anderem werden von Diewald und Lüdicke auch Netzwerkkontakte erhoben, die den negativen Aspekt von Sozialkapital verdeutlichen (Netzwerkkontakte, mit denen man sich vornehmlich streitet oder in Konflikte gerät). Dies wäre für die Survey-Forschung durchaus ein Ansatzpunkt, um das Konzept der Namensgeneratoren weiter zu verfeinern.